



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

I., C.: Weiteres über Ibsen : die Umsturzdramen

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

König von Samoa, Malietoa Laupepa, dem die deutsche Regierung Saluit als Aufenthaltsort anwies; das zweitemal, im Jahre 1893, ging hierher der unglückliche Gegenkönig des Malietoa Laupepa, der einst mächtige und beliebte Häuptling der Utua-Provinz auf Upolu, Mataaafa, in die Verbannung, begleitet von seinen zwölf hervorragendsten Häuptlingen und seiner Nichte Kailala, die freiwillig mit ihm zog, um den greisen Fürsten zu pflegen. Hinter dem Wohnhause des Landeshauptmanns und den Kauf- und Lagerhäusern der Firma, von einem Zaun umgrenzt, erhob sich das samoanische Dorf. Erst kürzlich, nach fast sechsjähriger Verbannung, schlug den samoanischen Führern die Stunde der Befreiung. Deutschland hatte bei den Vereinigten Staaten und endlich auch bei England die Rückkehr Mataaaffas nach Apia durchzusetzen gewußt. Der deutsche Kreuzer „Buffard“ brachte die Verbannten heim.

Für die deutschen Kriegsschiffe ist Saluit Kohlenstation. Wenn man das Saluit von heute vergleicht mit dem, was es vor zwanzig Jahren war, so empfängt man unbedingt den wohlthuenden Eindruck, daß Fleiß und Kultur hier viel Gutes geschaffen haben; zugleich aber ergreift es uns mit Wehmut, daß der Segen dieses Fortschritts doch den Untergang der Bewohner der Marschallinseln nicht aufhalten kann. Sie welken und sinken dahin — ein unrettbares Volk!

(Fortsetzung folgt)



Weiteres über Ibsen

Die Umsturzdramen



en Weg zum höchsten Gipfel des Parnas sah sich Ibsen*) durch seine Nationalität und durch seine eigne zu Kritik und Skepsis neigende Natur versperrt, und so blieb ihm, da sein großes dramatisches Talent nun einmal zur Bethätigung drängte, nichts andres übrig, als sich dort anzusiedeln, wo die Abhänge des Musenberges in die Niederung übergehen, das heißt das Gesellschaftsstück zu pflegen. Dieses verspricht ja auch den größten und sichersten Erfolg, denn dem gewöhnlichen Theaterpublikum behagt nichts besser als dramatisierter Klatsch; als solcher, nicht durch seine etwaigen wirklichen Vorzüge, wird ja wohl ein solches Stück Zug- und Kassenstück. Kommt auch noch eine Tendenz hinzu — desto besser, und am meisten empfiehlt sich immer noch die revolutionäre Tendenz, nicht etwa bloß dem Proletarier, sondern auch dem behäbigen Spießbürger und dem blasierten Lebemann. Denn wie jener nichts besseres weiß

*) Siehe die Aufsätze über Ibsen im 20., 22. und 24. Heft.

— „an Sonn- und Feiertagen“ paßt heute nicht mehr — als ein Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei, wenn drunten, weit, in Afrika, die Buren auf die Khati schlagen, so sieht er auch auf der Bühne gern Revolution machen. Daß eine solche Revolution nicht wirkt, wie die in der Stunnen von Portici am 25. August 1830, dafür ist durch ihn selber, den beifallspendenden Zuschauer, geforgt, seitdem er nicht mehr zu den Revolutionären, sondern zu den Staats- und Ordnungsstützen gehört; der Blasierte aber bedarf der Aufregung.

Übrigens steckt in dieser Vorliebe für das Revolutionäre doch auch ein Stückchen Idealismus. Die Welt ist immer besserungsbedürftig, und es beruhigt das Gewissen des konservativen Ordnungsmannes, daß er den Besserungsversuchen wenigstens beim Romanlesen und im Theater Sympathie entgegenbringt. Stücke, die ausdrücklich zu dem Zwecke geschrieben sind, die Revolutionäre schlecht zu machen, lehnt er ab — es ist dies in neuerer Zeit ein paarmal vorgekommen —, und während der Leitartikel staaterhaltender Blätter den Roten kräftige Hiebe versetzt, schillert ihr Feuilletonroman nicht selten bedenklich ins rötliche. Ibsen scheint nun seinen Erfolg in Deutschland zum Teil dem Umstande zu verdanken, daß er für einen revolutionären Dichter gehalten wird, wenigstens wurde er, wenn ich mich recht erinnere, in den Zeitungen als solcher gefeiert, als seine „Stützen der Gesellschaft“ bei uns bekannt wurden. Freilich ist er ein sehr harmloser Umstürzler, aber in allen seinen Gesellschaftsstücken riecht es ein wenig nach Umsturz, und wir wollen heute die vier ins Auge fassen, in denen noch nicht andre, auffälligere Eigentümlichkeiten die Aufmerksamkeit des Lesers von diesem Umsturzgeruch ablenken. Ich bin kein Litteraturkundiger und Ibsenforscher, beschäftige mich nur mit den Stücken, mit dem Verfasser nur soweit, als er nicht zu umgehn ist; untersuche daher auch nicht, wie weit der verschiedne Charakter der Stücke verschiedner Perioden auf innere Wandlungen des Mannes oder bloß auf seine Launen oder auf Rücksichten gegen das Publikum zurückzuführen ist. Ich teile die Gesellschaftsstücke in drei Gruppen ein, weil mir drei vorwaltende Besonderheiten dazu das Recht zu geben scheinen. Die Gruppen folgen im großen und ganzen chronologisch aufeinander, doch so, daß sie ineinander übergreifen. Zwei Stücke der „revolutionären“ Gruppe sind vor „Kaiser und Galiläer“ erschienen.

Zuerst, im Jahre 1862, die Komödie der Liebe. Dieses Stück war es, das einen solchen Unwillen gegen ihn erregte, daß er sich bewogen fand, sein Vaterland zu verlassen. Wie ungefährlich es der Regierung erschienen sein muß, beweist das Reisestipendium, das sie ihm mitgab. In der That ist es nur ein harmlos satirisches Gedicht in dramatischer Einkleidung, das eben so gut in der Form einer poetischen Erzählung, einer Idylle hätte geschrieben werden können; die Dramenform erhöht jedoch ohne Zweifel die Wirkung. In der gemüthlichen Gesellschaft, die sich auf dem Landgütchen der Witwe Halm zusammenfindet, spielt der junge Schriftsteller Falk den Hecht im Karpfenteich. Indem er die Philisterprosa verspottet, die aller Liebeschwärmerei und allen

Jugendidealen ein Ende macht, ärgert er sie alle der Reihe nach: den früheren Poeten und jetzigen Kopisten Styver, dem es seiner amtlichen Stellung wegen unangenehm ist, an seine poetischen Jugendtünden erinnert zu werden, und den jetzt ein Darlehn von hundert Thalern lebhafter beschäftigt als sein Liebestraum. Dann Styvers Braut, die nicht mehr angefangen wird, seitdem sie Braut ist, und das auch gar nicht übel nimmt. Dann die gute Frau Halm, die ihre Töchter und ihre Nichten so geschickt unter die Haube zu bringen versteht. Dann seinen Freund, den jungen Theologen Lind, der die Anna Halm anschwärmt, aber unmittelbar nachdem er sich mit ihr verlobt hat, ganz praktisch ans Examen und ans Pfarramt denkt. Dann dieses neugebackne Brautpaar, das die guten Freunde und Freundinnen, die männlichen und weiblichen Tanten durch fürsorglichen Übereifer in heillose Verwirrung verwickeln; er will nämlich Missionar werden, sie hat wenig Lust, ihn zu den Wilden zu begleiten; das Ergebnis der planlos unternommenen Versöhnungsarbeit aber ist, daß er da bleiben will, und sie sich bereit erklärt, ihm in die Wilderei zu folgen. Ganz besonders ärgert Falk den Pfarrer Strohmann, indem er ihn an den romantischen Anfang seiner Ehe, eine unbesonnen eingegangne Studentenehe, die aber sehr glücklich ausgefallen ist, erinnert, und sein jetziges behäbiges Familienvaterleben verspottet. Nur einen bringt Falk nicht dazu, sich zu ärgern, den Großhändler Guldstadt, denn dieser ist ihm nicht bloß in der Warenkunde und im praktischen Rechnen, sondern auch geistig überlegen.

An demselben Gesellschaftsabend entdecken Falk und Annas Schwester Schwanhild, daß sie ein Herz und eine Seele sind; beide wollen „der Formen Schnürleib“ abwerfen, wollen ganz frei einander angehören, wollen das Glück des Augenblicks genießen, ohne an die Zukunft zu denken, ihr ganzes Leben soll bis zum Tode reine Poesie ohne den geringsten Zusatz entweihender Prosa sein. Der Kaufmann errät, was zwischen ihnen vorgegangen ist, und predigt ihnen Vernunft. Er habe eigentlich der Schwanhild selbst einen Heiratsantrag machen wollen, stelle sich aber dem, was sie für ihr Glück halte, nicht in den Weg; wähle sie Falk, so wolle er ihnen die Mittel geben, einen Hausstand zu begründen. Dieses großmütige und praktische Anerbieten zerstört ihren lustigen Traum. Falks Weib zu werden fühlt sie sich nicht stark genug; sie entsagt ihm für dieses Leben, will ihm aber für die Ewigkeit gehören, um ihn zur Poesie zu begeistern, so etwa wie Dante seine Beatrice, die, im Himmel weilend, ihn nicht hinderte, eine andre zu heiraten; Schwanhild aber bleibt auch selbst auf der Erde und bittet sich wegen Guldstadts Heiratsantrag Bedenkzeit aus; und Falk zieht mit einer Schar lustiger Studenten fort, hinauf in die Berge, um droben zu singen.

Man sieht, Ernst steckt hier nicht darin. Der Gegensatz zwischen der idealen Jugendliebe und der Eheprosa ist ja eine ernste Sache; nur ein einzelner, aber allerdings ein sehr wichtiger Fall des traurigen Gesetzes, daß unsre Ideale hienieden nicht verwirklicht werden. Für die Menschheit im großen ist das nicht so gar traurig; denn abgesehen von den Klassen, die durch

harten Druck revolutionär gestimmt werden, besteht diese Menschheit größtenteils aus Philistern; der Philister aber ist zufrieden, wenn er sein standesgemäßes Auskommen, sinnliches Behagen und ein wenig Ehre genießt; Ideale hat er nicht, wird daher auch durch ihre Nichtverwirklichung nicht gepeinigt. Für die fein empfindenden Hochgesinnten aber ist der ewige Widerspruch zwischen Ideal und Wirklichkeit ein harter Bissen, an dem sie zeitlebens kauen und würgen müssen. In Beziehung auf Liebe und Ehe haben sie drei Wege eingeschlagen, sich damit abzufinden. Der gläubige Idealist sieht in der Schönheit der Jugendblüte und der jugendlichen Empfindung den Abglanz einer höhern, vollkommnern Welt, die Bürgschaft, daß wir diese ideale Welt im Jenseits haben werden, und eine Mahnung, von dieser idealen Schönheit auf dieser unvollkommenen Erde soviel wie möglich zu verwirklichen. Und einiges ist doch möglich, wozu u. a. gehört, daß in der Jugendblüte der Früchte jeder Ehe das Abbild der idealen Welt immer wieder erneuert wird. Auch sonst ist doch diese Eheprosa nicht ohne Sinn und Gewinn, nicht ohne Frucht und Genuß, sodaß der Idealist, wenn er es nicht gar zu unglücklich trifft, auch schon die irdische Ordnung ganz erträglich zu finden und sich nicht resigniert sondern befriedigt dem Gesetz zu unterwerfen vermag: „Die Leidenschaft flieht, die Liebe muß bleiben; die Blume verblüht, die Frucht muß treiben.“ Der Pessimist erklärt die Jugendliebe für eine Illusion, die das „Unbewußte“ in der Seele erzeuge, um die Widerstrebenden zur Fortpflanzung des Menschengeschlechts und zur Erneuerung des Weltelends zu zwingen. Praktische Bedeutung hat diese Erklärungsweise freilich nicht, da die Leute, denen es mit dem Pessimismus Ernst ist, sich beizeiten aufhängen. Zudem leuchtet die Unvernunft dieser Erklärungsweise auf den ersten Blick ein, da der rohe tierische Trieb für die angeblichen Zwecke des „Unbewußten“ vollkommen hinreicht, während sie gerade der Idealismus der menschlichen Liebe nicht selten vereitelt.

Endlich giebt es Leute, die an der Möglichkeit einer Verwirklichung aller Ideale im Diesseits festhalten. Solche pflegen sich, wenn sie praktisch und agitatorisch angelegt sind, zu Führern von Massen aufzuwerfen, die aus andern als idealen Gründen, wegen ihrer elenden Lage, den Umsturz anstreben. So hat Bebel eine Neuordnung des Geschlechtsverkehrs erdormen oder eigentlich ältern Utopisten nachgedichtet, die von den Übelständen der heutigen Ordnung frei sein soll. Nun ist zwar dieser Zukunftsstaat nicht bloß kein besonders schönes Ideal, sondern auch Unsinn, aber innerhalb dieses Unsinn hat die freie Liebe Sinn, weil sie möglich wäre, wenn es einen kommunistischen Staat geben könnte, der den Eltern die Sorge für ihre Kinder abnähme. Es lassen sich Lebensbedingungen denken, die die Eheprosa überflüssig machen, wenn sie auch dafür wahrscheinlich das ganze Leben in eine entsetzliche Prosa verwandeln und alle Poesie verbannen würden. Dagegen ist das, was Falk und Schwanhild wollen, ganz unsinnig und undenkbar; sie wollen ein Liebesleben ohne alle Rücksicht auf die bestehenden Lebensbedingungen; an diese wollen sie gar nicht denken. Romeo und Julia verfahren nicht unsinnig; daß zwei Liebende

aus dem Leben scheiden, weil ihnen äußere Verhältnisse die Vereinigung wehren, das kommt noch heute alle Tage vor. Aber daß zwei Liebende miteinander leben wollen, ohne sich um die Daseinsbedingungen zu kümmern, das kommt nur bei bühnenunfähigem Lumpengesindel vor und erscheint auch in Ibsens Stück nur als eine plötzlich auftauchende und gleich einer Seifenblase zerplatzende Phantasie der beiden jungen Leute. Diese sollen also nach dem Willen des Dichters gewiß nicht ernst genommen werden, daher auch nicht ihr Bund zum gemeinsamen Kampf gegen die Lüge, wozu die Gesellschaft, in der das Stück spielt, gar keinen Anlaß darbietet, denn die Personen sind alle vollkommen aufrichtig. Es ist, wie gesagt, ein satirisches Gedicht mit viel geistreichem Scherz in anmutiger Form. Das Stück ist in Versen geschrieben, deren Sinn in der Übersetzung, nebenbei bemerkt, hie und da nicht ganz leicht zu verstehn ist; das Übersetzen mag eben keine leichte Arbeit gewesen sein. Was dem Dichter Feindschaft erregt hat, war gewiß nicht der Verdacht umstürzlerischer Absichten, sondern die Figur des Pfarrers Strohmann, durch die sich die ganze Geistlichkeit beleidigt gefühlt hat. Strohmann ist durch und durch ein Ehrenmann und vor allem ein musterhafter Familienvater; aber eben ein Familienvater, der keinen Schritt thun kann, ohne daß ihm ein reichliches halbes Duzend seiner eignen Kinder an den Schößen hängt, der sich selber, nicht etwa als Hahn, sondern als Henne charakterisiert, der für seine zahlreiche Familie zusammenscharrt, und dem seine Frau in der Gesellschaft das „süße Geheimnis“ anvertraut, Numero dreizehn sei unterwegs, ein solcher Familienvater sieht doch den Aposteln gar zu wenig ähnlich.

Wie in der englischen Hochkirche, so reizt auch in Skandinavien der übertriebne Familiensinn der Geistlichen die Anfrommen zum Spott. Und solcher Spott in einem mit Beifall aufgenommenen Stück auf der Bühne mochte der norwegischen Geistlichkeit nicht ungefährlich scheinen. Diese Geistlichkeit war einer toten Orthodogie verfallen, und die Laienschaft war bis vor kurzem gleichgültig gewesen. In solchem geistlichen Schlafzustande konnte ja das materielle Wohl der Geistlichkeit trefflich gedeihn, da tauchten hie und da Laienprediger und Sektierer auf und weckten das Volk aus dem Schlafe; sie durften das ungestraft, seitdem der Storting im Jahre 1844 Religionsfreiheit bewilligt hatte. Das Volk begann an den Geistlichen Kritik zu üben, über ihre geistlosen Predigten und über ihren Erwerbssinn zu klagen. Dieser richtete besonders durch den „Pluralismus“ Unheil an. Die Seelsorge wird in Norwegen ohnehin durch den Umstand erschwert, daß die ziemlich starken Gemeinden — durchschnittlich gegen viertausend Seelen — über ein weites und teilweise schwer zugängliches Terrain zerstreut wohnen; nun wurden aber auch noch zwei bis fünf Pfründen in einer Hand vereinigt, weil die Einkünfte einer Pfarrei zur Versorgung der zahlreichen Kinder der Pfarrer nicht hinreichten. Man kann es also den geistlichen Herren nicht verargen, daß sie über die „Henne“ wütend waren, wenn auch Ibsen an den Umsturz der norwegischen Kirche so wenig gedacht hat wie an die Abschaffung der Ehe.

Vielleicht hat er den Bund der Jugend (1869) zu dem Zweck geschrieben, den Verdacht zu zerstreuen, als sei er ein Umstürzler. Es ist nämlich gerade das Umstürzlerreiben, was in dieser Komödie lächerlich gemacht und der Verachtung preisgegeben wird. Der Bund selbst bleibt im Hintergrunde, d. h. in dem Zelte, worin er gestiftet wird, und aus dem die Hochrufe der Zungen auf den Stifter hervordringen. Der negative Held des Stückes ist dieser Stifter, der Rechtsanwalt Steinhof, der, kaum angekommen in seinem Amtsbezirk, die Autorität des reichsten und angesehensten Mannes im Kreise, des Kammerherrn Malsberg, stürzen will, weil er vor dessen Thür als „Glücksritter und Wähler“ abgewiesen worden ist. Er hält beim Verfassungsfeste eine tolle Rede gegen die Gewaltherrschaft des Geldsacks, die der anwesende Kammerherr vortrefflich findet und mit einer Einladung belohnt, weil er keine Ahnung davon hat, daß er selbst gemeint ist, vielmehr glaubt, sie richte sich gegen einen ihm widerrwärtigen Spekulant, der den soliden alten Gesellschaftsbau des Kreises untergräbt. Sollten die Leser das Stück, das in Deutschland noch nicht oft aufgeführt worden zu sein scheint, nicht kennen, so mag es ihnen empfohlen sein, denn es amüsiert wirklich. Diesen frechen Bengel Steinhof zu sehen, wie er an einem Tage mit drei Frauenpersonen anbandelt und je nach den wechselnden Konjunkturen von der einen zur andern rennt — er muß nämlich, wenn ihm sein Jugendbund zu einem Mandat verhilft, Grundbesitzer im Kreise werden, um es ausüben zu können —, wie er, zu einer Thür hinausgeworfen, zur andern wieder hereinstürmt, wie er mit jeder seiner großartigen Reden die verehrten Anwesenden in die peinlichste Verlegenheit versetzt und sich blamiert, wie er von Schusterei zu Schusterei, von Tölperei zu Tölperei, von Flegerei zu Flegerei fortorkelt, bis er, zwischen sämtlichen ihm zur Verfügung stehenden Stühlen sitzend, der Verlobung aller seiner drei Angebeteten beimohnen muß, wie nicht seine Behendigkeit, mit der er immer von einem Brett aufs andre springt, sondern nur eine Verkettung von Zufällen es ist, was ihn fünf Akte lang über Wasser hält, sodaß er nicht gleich schon beim ersten Auftreten der allgemeinen Verachtung anheimfällt, das alles ist wirklich unterhaltend, und die vielen peinlichen Situationen wirken darum nicht peinlich, weil der Kerl, der schließlich alles ausbaden muß, keine Spur von Sympathie erweckt. Hätte Ibsen mit Steinhof die politischen und sozialen Reformen und Revolutionäre zeichnen wollen, so müßte man ihn einen vernagelten Reaktionär nennen, denn solche Sammerlappen sind auch in Stumms Augen die Sozialdemokraten nicht. Daß alle Reformparteien der letzten hundert Jahre, die Demokraten, die Liberalen, die Sozialisten einen gesunden Kern von Männern enthalten haben, denen es mit ihrer Sache Ernst war, und die auch positive Leistungen aufzuweisen haben, das leugnet der gebildete Konservative nicht. Ibsen hat aber ohne Zweifel nur das Gefindel verspotten wollen, das sich allen Parteien an die Schöße hängt: politische Hochstapler und Phrasenhelden. In dieser zweiten Eigenschaft glänzt Steinhof besonders in einer Unterredung mit seinem Jugendfreunde Felder: „Ja, wäre ich nicht

der erbärmlichste Wicht auf Erden, wenn all dieses Glück mich nicht gut und brav machte? Und ist es nicht wirklich ein unfägliches Glück, so die große Menge mit sich fortreißen zu können? Mir ist, als müßt ich all die armen Leute in meine Arme schließen und sie um Verzeihung bitten, weil Gott so parteiisch gewesen ist und mir mehr gegeben hat als ihnen.“ Auch die Macht der hohlen Phrase wird durch diese im Nu vollzogene Vereinsgründung prächtig beleuchtet; denn Steinhof hat keinen Zweck, keine Aufgabe zu nennen gewußt; nur eben im allgemeinen einreißen soll der Verein und, was er natürlich nicht sagen kann, ihm zu einem Mandat verhelfen.

Wie hier den Umsturz Lumpen, so verspottet Ibsen im Volksfeind den Umsturznarren. Zwar die Ibseniten scheinen den Doktor Stockmann für einen ernsthaft gemeinten Umstürzler und Reformator einer verlognen und verfaulten Gesellschaft zu halten, aber so kann es Ibsen unmöglich gemeint haben. Man denke! Dieser Dr. Stockmann hat hoch im Norden, wo er zu verkümmern fürchtete, die Idee gefaßt, seine Vaterstadt zu einem Kurort zu machen. Sein Bruder, der Bürgermeister des Städtchens, geht darauf ein, gründet das Bad und beruft den Doktor als Badearzt. Das Geschäft geht gut, und der Arzt widmet sich ihm mit Feuereifer. Aber eines Sommers machen ihn ein paar Typhusfälle unter den Badegästen bedenklich; diese könnten ja den Krankheitskeim mitgebracht haben, er könnte aber auch aus dem hiesigen Wasser stammen. Die Wasserleitung ist so angelegt, daß Fäulnisstoffe leicht eindringen können. Keinem Menschen verrät er seine Befürchtungen, sondern schickt einem Professor ein Gläschen des verdächtigen Wassers zur Untersuchung; dieser antwortet, es enthalte Bakterien, und sobald Stockmann die Bestätigung seiner Vermutung in der Hand hat, übergibt er dem Redakteur des „Volksboten“ einen Artikel, worin er das Bad — man steht gerade vor der Eröffnung der Saison, und den Reklameartikel, den er schon in der Redaktion liegen hat, zieht er zurück — als eine Pesthöhle schildert.

Ist es denkbar, daß ein gebildeter Mann so einfältig handelt? Kein unreifer Bursche thäte es. Wäre der Ort eine Pesthöhle, so hätte man das längst an einer endemischen Typhusepidemie wahrnehmen müssen, und die Gründung des Bades wäre erst nach der Beseitigung dieses Übelstands, wenn überhaupt, möglich gewesen; enthielte aber die neue Wasserleitung Gift, so würde in der letzten Zeit eine Typhusepidemie unter der Einwohnerschaft ausgebrochen sein. Krankheiten von Leuten, die zur Kur kommen, sind doch wahrhaftig kein Beweis für die ungesunde Beschaffenheit des Badeorts; und Bazillen beweisen erst dann etwas, wenn ein schlechter Gesundheitszustand nachgewiesen ist; bleiben die Menschen am Orte gesund, so mag der Bakteriologe solches Zeug finden, so viel er will, zu fürchten braucht sich niemand davor. Angenommen aber auch, Stockmann hätte sicherere Beweise für die Schädlichkeit des Leitungswassers, als die einmalige chemische Untersuchung einer kleinen Probe ergeben konnte, so hätte er doch sofort den Gemeinderat und die Eigentümerin des Bades, die Aktiengesellschaft, darauf aufmerksam machen und mit

den Herren über die Mittel der Abhilfe beraten müssen. Er hätte das zu Beginn des Winters thun müssen, sodaß man die Sache womöglich schon bis zum Beginn der neuen Saison hätte in Ordnung bringen können, und sie hätte natürlich mit Rücksicht auf den Ruf des Bades, von dessen Gedeihen, nachdem man sich darauf eingerichtet hatte, das Wohl der Bürgerschaft abhing, Amtsgeheimnis bleiben müssen. Statt dessen grübelt er den Winter über, ohne irgend einem Menschen ein Wort zu sagen, läßt dann untersuchen, überreicht unmittelbar nach dem Eintreffen des Untersuchungsergebnisses die schon fertig daliegende Denkschrift seinem Bruder, dem Bürgermeister, und da der nicht augenblicklich verspricht, daß eine neue Wasserleitung gebaut werden soll, und ihm vorläufig Schweigen auferlegt, also handelt, wie jeder nicht verrückte Bürgermeister in solchem Falle handeln würde, will er gleich am andern Tage durch das Blättchen der Welt verkündigen, daß das Bad eine Pesthöhle sei. Aber nicht genug! Wenn man entdeckt, daß die Anstalt, an der man wirkt, und die vielen Mitbürgern Segen spendet, an Übelständen leidet, Übelständen, die ihr Dasein gefährden, so betrübt man sich doch, fühlt sich beim Eintreffen der letzten Bestätigung zerschmettert und sinkt mit „also doch!“ auf einen Stuhl; Stockmann aber stürzt, den Brief schwenkend, zu seinen Gästen herein und ruft triumphierend: „Da hab ich etwas, das wird Aufsehen in der Stadt machen!“ Er hat seiner Zeit die Wasserleitung anders gelegt haben wollen, aber man hat ihn nicht gehört; nun sagt er, sich vergnügt die Hände reibend: „Was wird der Großvater [seiner Frau] für Augen machen! Er behauptet ja immer, ich sei nicht recht geschickt; nun ja, manche andre glauben ja dasselbe — das hab ich wohl gemerkt. Aber nun sollen die guten Leutchen sehn — nun sollen sie sehn! Wird das eine Aufregung werden, Johanna! Die ganze Wasserleitung muß umgelegt werden!“ Also er freut sich, der Narr, daß er zu seinem Unglück Recht bekommen zu haben scheint, und glaubt, daß das Gutachten eines Professors ihn in den Augen derer rehabilitieren werde, die seine Narrheit längst erkannt haben. Freilich, daß die Geschichte für ihn ein Unglück sei, davon hat dieses Unikum von einem Badearzt keine Ahnung. Als ihm sein Bruder sagt: „Du bist ein höchst unbefonnener Mann, Otto. Hast du denn nicht bedacht, welche Folgen das für dich selbst haben kann?“ da antwortet er mit der verwunderten Gegenfrage: „Folgen? Für mich? Was meinst du damit?“ Er bildet sich also ein, man werde ihm seine Besoldung fortzahlen, wenn der Badebetrieb auf ein paar Jahre eingestellt werden muß und dann vielleicht, da der Ruf des Bades zerstört ist, und konkurrierende Städte seine Kundschaft an sich gezogen haben, ganz aufhört. Und diese Besoldung ist ihm doch bei all seinem Idealismus nicht so ganz gleichgiltig. Ein paar Stunden vorher hat er seinem Bruder mit kindlicher Freude vorgeplaudert, wie glücklich und behaglich er sich jetzt fühle. „Und dann das gute Auskommen, Hans! So etwas lernt man schätzen, wenn man, wie wir, am Hungertuche genagt hat. Du kannst dir denken, daß es uns da oben im Norden sehr knapp ging; und nun alles in Hülle und Fülle! Heute mittag z. B. gabs

bei uns Wildbraten; ja auch noch heute abend. Willst du nicht mal kosten? [Er hält nämlich offene Tafel, namentlich für seine lieben Freunde vom Volksboten, seine Mitstreiter für Wahrheit und Recht; warmer Punsch steht immer bereit.] Sieh nur, welche schöne Tischdecke! Und dann diese Lampen! Ich finde wirklich, es sieht ganz elegant bei uns aus, nicht?" Bürgermeister: „Ja, wenn uns unsre Mittel einen solchen Luxus gestatten —“ Stockmann: „O ja, jetzt kann ich mirs gestatten. Sohanne sagt, ich verdiene jetzt fast so viel als wir brauchen.“

Der oben erwähnte Großvater seiner Frau, Niels Worsø, hat eine Gerberei, deren Abwässer, Stockmanns Ansicht nach, das Leitungswasser verunreinigen. Läge es da nicht näher, den Mann zur Verlegung seiner Gerberei zu zwingen, als eine neue Wasserleitung zu bauen? Und die Sache würde sich leicht machen, denn Worsø ist mit dem Bürgermeister verfeindet. Daß seine Kinder dadurch möglicherweise eine Erbschaft verlören, könnte ja einen großen Geist und sich selbstlos aufopfernden Volksretter, wie er ist, nicht genieren; zudem wäre dieser Verlust auch bei weitem nicht so schlimm wie das, was er seiner Familie wirklich antut. Aber auf diesen naheliegenden Gedanken verfällt er nicht, der einzige Weise seiner Vaterstadt. Anfangs lachen ja sein Schwiegergroßvater und die oppositionellen Bürger über den Spas, sie freuen sich, daß die Gemeindegewaltigen einmal gründlich geärgert und geängstigt werden sollen. Nachdem ihnen aber der Bürgermeister klar gemacht hat, daß der Umbau der Wasserleitung mehrere hunderttausend Kronen kosten und mindestens zwei Jahre dauern werde, daß darüber das Bad eingehn könne, und daß sie, die Bürger, die Kosten des Spases zu bezahlen haben würden, verwünschen alle den Stockmann, der sich nach seinem Bruch mit den Honoratioren auf die Kleinbürger zu stützen gedachte. Seine teuren Freunde aber, die Kämpfer für Wahrheit, Recht und Volkswohl, die ihn aufgehetzt haben, nicht allein die Pesthöhle, die das Bad vergifte, auszuräumen, sondern auch die Pesthöhle der Stadtverwaltung, und durch eine kleine Revolution das Volk von der Herrschaft der Reichen zu befreien, die behandeln ihn schon am andern Morgen als einen armen Kranken und veröffentlichen nicht seine Denkschrift, sondern eine Erklärung des Bürgermeisters, die das Publikum wegen der umlaufenden schlimmen Gerüchte zu beruhigen bestimmt ist.

Als nun Stockmann seine Denkschrift in einer Versammlung vorlesen will, verweigern ihm der Hausbesitzerverein und der Bürgerklub, die ihm im ersten Augenblick Unterstützung versprochen hatten, ihre Lokale. Ein Schiffskapitän Holster, der an dem schneidigen Wesen Stockmanns Gefallen findet, räumt ihm einen Saal in seinem Hause ein. Aber in der Versammlung wird gegen seinen Protest ein Vorsitzender gewählt, und dieser erlaubt ihm nicht, über das Bad zu sprechen. Statt dessen giebt Stockmann darum die großen philosophisch-psychologisch-politischen Wahrheiten zum besten, die er in den letzten Tagen entdeckt hat: daß leitende Männer, wie z. B. sein Bruder, der Bürgermeister, keinen unabhängigen Geist aufkommen lassen, und daß sie deshalb ausgerottet

werden müssen „wie andre schädlichen Insekten“; daß aber diese Aristokraten noch keineswegs die gefährlichsten Feinde der Freiheit und der Wahrheit seien; „der gefährlichste Feind, der unsre geistigen Lebensquellen vergiftet und den Boden unter uns verpestet, das ist die kompakte Majorität; ja diese verfluchte kompakte liberale Majorität.“ Der große Haufen habe allemal Unrecht, denn er bestehe aus Dummen, und die Dummen sollen nicht über die Weisen herrschen. Recht hätten allein die Geistesaristokraten, wie er einer ist, die übrigen Menschen seien bloß Tiere. Seine Vaterstadt liebe er so sehr, daß er sie lieber ruinieren als sie auf einer Lüge emporblühen sehn wolle. Er sei ja ein Volksfeind, schreit einer der Redakteure. Nein! schreit Stockmann, „ausgerottet müssen sie werden wie schädliche Tiere, alle, die in der Lüge leben! Ihr verpestet schließlich das ganze Land, ihr bringt es noch dahin, daß auch dieses vernichtet zu werden verdient. Und kommt es so weit, dann sag ich aus vollstem innersten Herzen: mag das ganze Land zu Grunde gehn, mag dieses ganze Volk ausgerottet werden.“ Natürlich kommt er mit zerrissenem Rock und einer Tracht Prügel heim und werden ihm die Fenster eingeworfen. Der Hauswirt kündigt ihm, die Badedirektion kündigt, seiner Tochter, der Lehrerin, die ohnehin als Freidenkerin verdächtig ist, wird ihre Stelle gekündigt. Holster, dem übrigens sein Reeder ebenfalls gekündigt hat, bietet der Familie ein Obdach in seinem Hause an. Hier will Stockmann ein Lumpenschule gründen und aus seinen beiden kleinen Knaben und einem Häuflein Gassenjungen ein Geschlecht von Geistesaristokraten heranbilden, von freien, vornehmen Männern, die der Wahrheit und nur der Wahrheit leben.

Ist es denkbar, daß ein so feiner Kopf wie Ibsen diesen Narren als Idealmenschen der bestehenden verderbten Gesellschaft habe gegenüberstellen wollen? Es ist wahr, die Gesellschaft, die er schildert, taugt nicht viel. Der Bürgermeister ist eine der Allongenperücken, die in den alten komischen Opern lächerlich gemacht werden, die Honoratioren bieten dem Doktor Versöhnung an, als sie erfahren, daß Worsø die entwerteten Badeaktien aufkauft; sie halten jetzt Stockmanns Auftreten für eine schlaue Finanzoperation, die sie durchaus billigen und mit dem schuldigen Respekt vor einem solchen Genie bewundern, und die Redakteure sind Subjekte, die ihren Vorrat an auswendig gelernten Phrasen dem Meistbietenden verkaufen. Aber diese Schlechtigkeiten der Gesellschaft rechtfertigen keine einzige von den Narrheiten Stockmanns, die in Anbetracht der Folgen für die Stadt und für seine Familie zugleich Verbrechen sind. Ibsen ist eben in diesem, 1882 geschriebnen Stück schon ganz der verbitterte Hasser; er giebt nicht bloß die Gesellschaft, sondern auch ihren eingebildeten Reformator der Verachtung preis. In dem Gedichte „An meinen Freund, den Revolutionsredner“ schreibt er: „Von Revolutionen kenne ich nur eine, die nicht bald verpufft ward in eine feine; sie hat vor den spätern des Alters Glorie: ich meine natürlich die Sündflutshistorie; doch damals schon ward der Teufel betrogen, weil Noah im Kasten sich durchgelogen.“ Es lohnt also nicht, Revolution zu machen, weil die neue Brut von Herrschenden

so wenig taugt wie die vertilgte; nur eine Flut, die keine Menschenseele übrig ließe, könnte der Lüge ein Ende machen. Ein richtiger Pessimist kann eben nicht Wegführer zum Handeln sein, weil er alles für schlecht hält, was geschieht, mag es Revolution oder Reaktion sein. Ein Restchen von Patriotismus hegt ja Ibsen noch im Busen, und darum gefallen ihm Revolutionäre wie Bismarck und Cavour; einen solchen Mann, der dem Parteigezänk ein Ende machte und seinem Vaterlande zu so viel Macht verhilft, als es zu entfalten fähig ist, wünscht er ihm in dem Gedicht „Zur Tausendjahrfeier der Einheit Norwegens“ (1872). Auch das Gedicht, das er 1875 „Aus weiter Ferne“ zur Feier des vierhundertjährigen Bestehens der Universität Upsala sandte, bekundet keine große Hochachtung vor den Gesellschaftsverbesserern und den revolutionären Freiheitspredigern seiner skandinavischen Heimat; es heißt darin u. a.: „Aus dem Phrasennebel und Weihrauchstrug formt sich ein weltgeschichtlicher Spuk. Was schweigt der einzig mündige Mund, der das Blendwerk bricht und hämmert den Bund?*) Er verstummte, seit dem unfertigen Volke die Freiheit kam, wie aus einer Wolke. Schlimm, wer sich selbst zum Geschenk bekommt, der Ballast hat noch keinem gefrommt.“

Es bleibt noch das Stück zu betrachten, das Ibsen bei uns in den Ruf eines Revolutionärs gebracht hat: Die Stützen der Gesellschaft (1877). Von ihm ist zunächst zu sagen, daß es die Bühnenbeliebtheit verdient, die ihm zu teil geworden ist. Nicht allein entfaltet hier Ibsen die Virtuosität seiner Technik im höchsten Grade, sodaß jede Szene zugleich spannt und unterhält, er genügt auch den höchsten Anforderungen der Ästhetik. Er bietet eine Fülle scharf gezeichneter, lebenswahrer und sich treu bleibender Charaktere, und es findet sich nichts Willkürliches, nichts Gemachtes, nichts Überflüssiges in dem ganzen Stück. Die Ereignisse entwickeln sich aus der Wechselwirkung zwischen dem Hauptcharakter und seiner Umgebung mit Notwendigkeit, und die versöhnende aber ernste Schlusskatastrophe beweist die Berechtigung einer dritten Gattung des Dramas, die weder Tragödie noch Komödie ist. Revolutionär jedoch ist auch dieses Drama nicht im mindesten. Zunächst ist die Gesellschaft, die es uns zeigt, zwar lächerlich in ihrer sorgfältig und ängstlich gewahrten respectability, aber nicht verfault. Wenn die Honoratiorendamen Wäsche nähen „für die moralisch Verdorbenen,“ wenn sie sich dabei vom Hilfsprediger fromme Geschichten vorlesen lassen, während sie mit heimlichem Seufzen der guten alten Zeit gedenken, wo die Frömmigkeit noch nicht Mode war, und man noch ungestraft lustig sein durfte, wenn sie die Fenstervorhänge schließen, um von einer so schlechten Gesellschaft, wie die vorüberziehenden Kunstreiter sind, nichts zu sehen, so machen sie sich zwar lächerlich, aber schlecht sind sie nicht. Und daß ihre Gatten bei der Eisenbahn, die sie planen, Geld verdienen wollen, unter anderm auch durch Grundstückerwerb, den sie, um die Konkurrenz auszuschließen, geheim halten, das ist der Welt Lauf, der die technischen Fortschritte hervortreibt, und

*) Wen mag er damit meinen? Sich selbst?

an dem noch keine Gesellschaft und kein Staat zu Grunde gegangen ist. Natürlich, Christentum ist das nicht. Christus hat die Respektabeln verdammt. Aber die Welt ist eben nicht das Reich Christi; beide haben ihre eignen Lebensgesetze. Die Welt kann ohne Respektabilität nicht bestehn; wenn es in einem Staate dem Rufe der hohen Würdenträger nichts mehr schadet, daß sie als Clowns im Zirkus auftreten, mit Schauspielerinnen Ehebruch treiben und betrunken in der Gasse gefunden werden, so steht dieser Staat vor seinem Untergange. Gewiß, die Respektabilität ist der Nährboden und die Pflanzstätte der Heuchelei. Aber die Heuchelei ist eine der Tugend dargebrachte Huldigung, und wenn man diese Huldigung nicht mehr für nötig erachtet, sondern den Lastern offen huldigt, dann geht es eben, wie es in Frankreich 1789 gegangen ist. Gefährlich wird die gesellschaftliche Heuchelei, wenn sie planmäßig dazu benützt wird, die Laster und Verbrechen der Herrschenden dem Strafrichter und der öffentlichen Beurteilung zu entziehen und sie so zu begünstigen; und verdammenswert ist sie — hierin liegt die Rechtfertigung des Kampfes Christi gegen sie —, wenn sich die Respektabeln einbilden, daß sie sich mit ihrer Respektabilität nicht bloß ihre gesellschaftliche Stellung, sondern auch eine Rangloge im Himmel verdienen, und wenn sie den nicht Respektabeln ihr Unglück als Verbrechen anrechnen.

In Ibsens Stück nun machen sich zwar alle Respektabeln des Pharisäismus schuldig, aber der Konsul Bernick ist doch der einzige, der seine Respektabilität als Schutzhülle mißbraucht, um darunter ungestraft Verbrechen zu begehn. Nun redet er sich zwar ein, daß es gerade die gesellschaftliche Konvention sei, was ihn zum Verbrechen gezwungen und in eine ganze Kette von Verbrechen verwickelt habe, aber diese seine Selbstrechtfertigung ist sophistisch, und wenn es Ibsens Meinung wäre, daß der Leser oder Zuschauer diese Rechtfertigung gelten lassen solle, so würde er darin selbst Sophist sein. Nur der erste bedenkliche Schritt war durch die Konvention — wenn man so will — erzwungen, und dieser erste Schritt war zwar eine unschöne Handlung aber noch kein Verbrechen. Als Bernick aus dem Schlafzimmer der verheirateten Schauspielerin mit einem Sprunge zum Fenster hinaus hatte flüchten müssen, nahm sein Schwager Johann den Skandal auf sich und ging nach Amerika, und Bernick nahm dieses Opfer an. Übrigens wäre die Konvention schon aus Gründen der kaufmännischen Solidität im Recht gewesen, wenn sie das Abenteuer an Bernick gestraft hätte. Denn er stand zu jener Zeit im Begriff, als junger Mann das dem Konkurs nahe Geschäft seiner Mutter zu übernehmen. Wenn er sich in solcher Lage kostspielige Extravaganzen erlaubte — und Maitreffen kosten bekanntlich viel Geld —, so verdiente er keinen Kredit. Dagegen nötigte ihn die Konvention nicht, das falsche Gerücht, Johann habe die Firma Bernick bestohlen und den Raub mitgenommen, zur Befestigung des wankenden Kredits dieser Firma zu benutzen, indem er deren Zahlungsschwierigkeiten auf diesen angeblich erlittenen Verlust schob. Ebensovienig zwang ihn die Konvention, Lona sitzen zu lassen und ihre vermögendere Halbschwester zu heiraten.

Am wenigsten zwang sie ihn, den mit Enthüllung drohenden Johann auf einem Schiff mit Scheinboden auf See zu schicken und ihn samt der ganzen Mannschaft dem gewissen Untergange zu weihn; denn die Konvenienz verbietet niemand, sich durch das offene Geständnis einer schlechten Handlung Nachteile zuzuziehn. Wie immer eine Gesellschaft beschaffen sein mag, wird es jedem ihrer Mitglieder schaden, wenn von ihm Handlungen bekannt werden, die ihn des Vertrauens und der Achtung unwürdig machen. Übrigens standen Johannis Enthüllungen nicht unmittelbar bevor, sondern drohten erst nach einigen Monaten, und in solchem Falle entschließt man sich, auch wenn man ziemlich gewissenlos ist, nicht gleich zu einem furchtbaren Verbrechen, sondern man denkt: Kommt Zeit, kommt Rat.

Der verbrecherische Plan, dessen Ausführung auch dem einzigen Söhnchen Bernicks das Leben gekostet haben würde, wird durch die Güte der Vorsehung vereitelt, und die Erschütterung durch schreckliche Seelenangst und durch die unverhoffte Erlösung daraus bringt ihn zusammen mit den Mahnungen der tapfern Vona so weit, daß er den Bürgern, die gekommen waren, ihn, ihren Musterbürger, zu feiern, ein offnes Bekenntnis seiner Schuld und Schande ablegt und dadurch selbst beweist, daß man in jeder Gesellschaft, auch in dieser, offen und wahr sein kann. Demnach ist eine Revolution zur Erneuerung der Gesellschaft nicht nötig. Sie würde auch Leuten wie Bernick nichts nützen, denn keine denkbare Gesellschaftseinrichtung kann es uns so bequem machen, daß wir jederzeit den größten Geldvorteil ohne Verletzung einer Gewissenspflicht einzustreichen vermöchten. Auch ist keine Gesellschaft denkbar, in der rücksichtslose und unbeschränkte Wahrheit herrschen könnte. Keine Gesellschaft zwingt zum Lügen, denn wenn die Wahrheit unangenehme Folgen nach sich zieht, so braucht man ja diese nur auf sich zu nehmen. Aber keine Gesellschaft kann erlauben, daß jedermann jederzeit und überall frei heraus sagt, was er denkt und weiß; die Unmöglichkeit eines solchen Verhaltens ist oft in satirischen Erzählungen dargestellt worden, z. B. von Voltaire im *Ingénu*.

Ibsen scheint allerdings die amerikanische Gesellschaft als die wahrhaftigere der europäischen als Muster vor Augen stellen zu wollen, indes weiß ja die Welt längst, was sie davon zu halten hat. Die amerikanische Welt zeichnete sich vor unsrer solange durch Aufrichtigkeit aus, als ihre Verhältnisse einfach waren; zum Teil bestand die Aufrichtigkeit auch bloß in Grobheit, im Mangel feiner gesellschaftlicher Formen. Heute, wo die Verhältnisse drüben auch schon verwickelt sind, ist der Cant so arg wie in Europa. Gewiß wird die Mahnung zur Einfachheit, Schlichtheit, Gradheit und Wahrhaftigkeit desto nötiger, je verwickelter die Verhältnisse und je anspruchsvoller die konventionellen Formen werden, und Satiriker und Dramatiker, die wie Molière, Ibsen oder Dickens den Cant geißeln, erwerben sich ein Verdienst, aber es heißt den Satiriker mißverstehn, wenn man ihm revolutionäre Absichten unterschiebt; er weiß sehr wohl, daß die Welt im großen und ganzen nie anders gewesen ist und nie anders werden wird, und daß die Tugend immer nur Sache des einzelnen bleibt.

Übrigens ist die aus Amerika heimgekehrte ehrliche Jngéneue Lona eine prächtige Person. In den Kreis der respektablen Damen zu deren Entsetzen — sie halten sie für die Zirkusdirektorin — einbrechend sagt sie: „Aber ihr macht ja so klägliche Gesichter! Und da sitzt ihr hier im Zwielicht und näht an etwas Weißem. Doch kein Sterbefall in der Familie?“ Prediger Rohrland: „Mein Fräulein, Sie befinden sich hier in dem Verein für die moralisch Verdorbenen —“ Lona: „Was sagen Sie, diese feinen Damen wären —“ Frau Kummel: „Nein, das ist doch —“ Lona: „Ah, versteh, versteh! Aber zum Geier, das ist ja Frau Kummel! Und da sitzt ja auch Frau Holt! Nun, wir drei sind nicht jünger geworden, seit usw.“ An so was kann man schon Freude haben, ohne Revolutionär zu sein.

C. J.

(Fortsetzung folgt)



Eine Dienstreise nach dem Orient

Erinnerungen von Staatsminister Dr. Boffe

(Fortsetzung)

Am Sonntag stand ich um $\frac{1}{2}$ 7 Uhr auf und bekam im Hotel ein vorzügliches Bad mit allem Komfort, das nicht zu vergleichen war mit dem Bade in der heißen Luft unsers tiefen Schiffsraums. Badediener war ein ebenholzschwarzer Neger, wie denn im Hotel die Hälfte der Bediensteten Farbige waren. Um acht Uhr ging ich mit einigen unsrer Reisegefährten zum Gottesdienst in die einfache aber recht hübsche evangelische Kirche. Wir trafen dort auch unsern Generalkonsul von Müller und den mir bekannten Geheimen Legationsrat, Kammerherrn Ottomar von Mohl, der als deutsches Mitglied der hiesigen, internationalen Verwaltung der ägyptischen Staatsschuld angehört. Nach dem Gottesdienst um $\frac{1}{2}$ 10 Uhr wurden wir in recht gute Wagen gesetzt, die Herr Stangen besorgt hatte, und fuhren nun über die Nilbrücken in der herrlichen, schattigen Sykorenenallee hinaus nach Gizeh. Eine unbeschreiblich schöne Fahrt, auf der sich völlig neue, orientalische Eindrücke unablässig häuften. Kairo macht durchaus den Eindruck einer Weltstadt, aber einer durch ihre Lage und Bedeutung ganz eigentümlichen. Schon der Blick auf den Nil, der damals gerade im Stadium der vollen Überschwemmung war, ist für den Europäer etwas ganz absonderliches. Zahllose Dahabijen und Nilbarken, dahinter die Wüste, ganz in der Ferne die unverkennbaren Umriffe großer Pyramiden, die gemischte orientalische Bevölkerung (Juden, Kopten, Armenier, Araber, Nubier und andre), die große Stadt mit ihren vielen Moscheen, Kuppeln und Minarets, alles bietet dem